



Zankapfel Waldschlösschenbrücke: symptomatisch für den Dresdner Umgang mit Architektur?

Baustelle Dresden

„Mythos Dresden“, „Wunde Dresden“ oder „Chimäre Dresden“ sind nur einige der Begrifflichkeiten, die versuchen, einen vermuteten urbanen „Sonderfall“ zu fassen. Ein brisantes Thema sind in der Stadt mit der bewegten Vergangenheit architektonische Veränderungen der Gegenwart, die ihre Zukunft prägen könnten. Aber gibt es tatsächlich etwas spezifisch „Dresdnerisches“ im Umgang mit der Heimat? Während Literat Volker Braun nach der „Dresdner Denkart“ fragt oder Autor Gunnar Schubert über „Gesinnungsdresdnertum“ sinniert, lassen die Einwohner heiße Luft aus der Debatte nur all zu gern etwas lapidarer ab: „Dresden, Dresden – Steckst’n Finger rein und drehst’n!“ **Von Juliane Schiemenz**

Brücke da, Welterbetitel weg



■ Dresden empfängt seine Gäste mit einem Loch. Wer im Zug eintrifft und sich dann vom Hauptbahnhof aus auf die Einkaufsmeile Prager Straße bewegt, stößt auf das, was einst der Wiener Platz war: Eine Grube, die mit 30.000 Euro Absicherungskosten im Monat die sächsische Steuerlöcherliste anführt und deren Anblick bei vielen Touristen Verwirrung auslöst. Die Suche nach passenden Investoren lässt das Projekt seit Jahren schuldbürgerlich im Provisorischen baumeln. „Freiflächen sind nun einmal unrentabel. Und dann ist da eben diese Angst vor der leeren Fläche“, meint dazu Heidrun Laudel, Mitglied des Vereins „Dresdens Erben“. Die Architektin unterstützt die Organisation, welche aus einer Initiative gegen den Bau der Waldschlößchenbrücke hervorging, bei ihren Bestrebungen für den Naturschutz und den Erhalt wichtiger Baudenkmäler in der Stadt. In den vergangenen Jahren rückten dabei zunehmend auch Bauten der ehemaligen DDR ins Blickfeld.

Bewegt man sich vom „Wiener Loch“ aus auf der Prager Straße entlang, fällt die Mixtur aus sozialistischen Bauten der „Ostmoderne“, Veränderungen im Stil der Neunziger Jahre und Anbauten jüngerer Datums auf, welche die einst breit angelegte Magistrale wieder auf bürgerliche Maße verengen sollen.

Ein Gedanke, dessen Umsetzung jede Menge Zündstoff für städtischen Streit bot. „Die Prager Straße ist im Grunde verhunzt“, meint Heidrun Laudel. „Die einstigen Proportionen sind durch die An- und Umbauten nicht mehr gewahrt. Die neu entstandenen Einkaufsmalls und Galerien entleeren die städtischen Plätze und Straßen, ziehen die Menschen aus dem eigentlichen urbanen Raum heraus in eine eigene Welt.“

Postmoderne und Ostmoderne

Die im vergangenen Herbst eröffnete Centrum Galerie befeuerte eine in den letzten Jahren aufgekommene Debatte um den Erhalt bekannter Ost-Bauten. Die Einkaufspassage entstand an der Stelle des alten Centrum Warenhauses. Der Abriss des Baus aus dem Jahr 1978 mit seiner futuristischen, silbernen Wabenfassade im Stil der DDR-Moderne war umstritten und der Streit um ihn emotional aufgeladen. Das neu entstandene Haus kämpfte bereits im ersten Halbjahr des Bestehens mit Eigentümer- und Managerwechseln, mangelnder Annahme durch die Bevölkerung, die den Bau als „zu kalt“ oder „steril“ ablehnt, Vandalismus und Diebstählen. „Das Problem bei der Centrum Galerie ist ihre schiere

Größe. Sie ist schlicht zu mächtig, bezogen auf das menschliche Maß. Der Gedanke, der Ansatz – das ist alles nicht schlecht. Aber: Was die da wollten, ist nicht eingelöst worden. Die moderne Architektur achtet zu wenig auf den Körper als Maß. Der Mensch verschwindet in der Fläche“, erklärt Professor Peter Richter, der sich an der TU-Dresden mit dem spannenden Feld der Architekturpsychologie befasst. Der Dozent, der Vorträge mit unkonventionellen Titeln wie „Beton – der unbeliebteste Baustoff der Welt“ hält und in Lehrveranstaltungen auch schon mal über „arschfreundliche Fahrradwege“ debattiert, untersucht die Wechselbeziehung zwischen Mensch und (gebauter) Umwelt auf psychologischer Ebene und kann leidenschaftlich über das momentane Baugeschehen in Dresden diskutieren: „Das Problem ist, dass manches, was die Architekten sich denken, eben einfach nicht funktioniert. Architekten sollten verstehen, wie Menschen funktionieren. Die gebaute Umgebung hat eben nicht den starken Einfluss, den die Architekten sich gerne wünschen“, erklärt er: „Das Gebäude der Centrum Galerie funktioniert in sich nicht und man hat den Eindruck, dass es verodet.“

Tatsächlich hat das Haus seit Bestehen Probleme mit der vollständigen Vermietung von Ladenflächen; erste Geschäfte und Cafés haben bereits wieder geschlossen. Das ist Wasser auf die Mühlen derer, die den Abriss des Vorgängergebäudes kritisierten und der Stadt gar ein selektives Bewahren und Zerstören unterstellten. Gebäude sagen immer auch etwas über Gedankengebäude aus, die hinter ihnen standen, Träume und Ideen der Ahnen und Erbauer. Kann man den Bruch mit der sozialistischen Vergangenheit auch über Architektur ablesbar werden lassen? Architekturkritiker Wolfgang Kil stellt in seinem Text zur „Halbwertzeit von Utopien“ fest: „Es sind gerade die stolzen Fanale einer jeden Zeit, die von der nächstfolgenden mit besonderer Hingabe geschleift werden.“ Oder, wie es Musiker Helge Schneider während eines Konzertes im Dresdner Kulturpalast etwas unwissenschaftlicher auf den Punkt brachte: „Die DDR ist nicht mehr da. Aber das Gelände.“

Krieg den Palästen?

In Verlängerung der Prager Straße kann man auf den Kulturpalast zulaufen, dessen



Die Zukunft des Dresdner Kulturpalastes ist weiterhin ungewiss

„ostiger“ Touch sich schon von Weitem in den typischen, bronzefarbenen Fenstergläsern offenbart, die heute veraltet wirken und den Charakter des schlichten Quaders beeinträchtigen. Der Bau nimmt als Stadthalle eine wichtige urbane Funktion ein und verfügt über einen einzigartigen Mehrzwecksaal, der zum Zankapfel wurde: Sein Umbau in einen Konzertsaal für klassische Musik ist geplant, und wenn man gerade einmal dabei ist, könnte man auch das Gebäude insgesamt stark verändern und beispielsweise Shoppingbereiche in besser innerstädtischer Lage integrieren. Der Architekt des Kulturpalastes, Wolfgang Hänsch, hat sich nun zu einem bisher einzigartigen Schritt durchgerungen: Er pocht auf sein Urheberrecht und wird gegen den Umbau Klage wegen Entstellungstatbestandes einreichen. Ist ein Gebäude, weil es in einer, von heute aus betrachtet, politisch missliebigen Epoche entstand, weniger schützenswert?

Manche Zweifler vermuten eine Unterscheidung in „gute“ und „böse“ Architektur in Dresden. „Es geht immer um Macht“, weiß auch Peter Richter: „Eine neue „Herrschaft“ drückt sich immer auch durch Architektur aus.“

In der modernen Stadt trifft ein solcher Impetus mit dem Grundprinzip modernen Bauens zusammen: der Diskontinuität. Unsere von tausend Bildern abgehärteten Augen müssen im Konkurrenzkampf um Aufmerksamkeit aufgeschreckt werden. Während einst staatliche Baugroßprojekte mit stolzer Geste „Wir!“ sagten, ruft nun jedes einzelne Gebäude im Wettbewerb mit den anderen „Ich!“. Die Moderne unterliegt laut Richter einem „Originalitätszwang“. Der Bruch mit dem Kontext jedoch ist längst zum Brauch geworden und kann

unter Umständen auch als Entschuldigung für baulich Misslungenes dienen.

Nicht nur in der Bevölkerung Dresdens hat sich deshalb eine Aversion gegen modernes Bauen herausgebildet. Hier scheint sie jedoch besonders stark. Wütend wird auf jeden neuen Bauvorschlag (über)reagiert. Gekränkte Architekten berichten von Grabenkämpfen, die sich so stark wie in keiner anderen Stadt unter der Gürtellinie abspielen und argumentieren, das beschauliche Elbflorenz sei eben doch nur Provinz und keine Großstadt.

Blick zurück ins Vorn

Warum führt man den Kampf so emotional und intensiv? Architektur stiftet Identität, kann die Bindung an einen Ort stärken oder schwächen. Sie ist eine Kunstform, der wir (anders als beim bewussten Hören von Musik oder beim Betrachten eines Gemäldes) nicht entgehen können. Ist das Entscheidende an ihrer Wirkung womöglich gerade unsere fehlende Entscheidung zur Rezeption? Das Entfernen markanter Sichtpunkte, das Eliminieren ganzer Sichtachsen kann sich auch psychisch auswirken, Orientierungslosigkeit oder gar Abkehr bedingen.

„Alles Neue schafft immer erst einmal Unsicherheit. Nostalgie ist etwas ganz zentral Menschliches. Wenn ich meine Umgebung verliere, verliere ich meine Identität“, bemerkt Peter Richter, schränkt jedoch im Bezug auf einen vermuteten „Dresdner Sonderweg“ ein: „Das hat nichts mit ‚Ostalgie‘ zu tun. Auch jeder Westdeutsche funktioniert so. Vielleicht trägt man in Dresden die Konflikte einfach sehr offen aus.“

Können uns die bedrohliche Komplexität einer modernen Welt und ihre Ausformung in Architektur derart verstören, dass eine Art „architektonischer Eskapismus“ die Folge ist?

„Wenn es nichts Gemeinsames zu vermitteln gibt“, so Richter, „bleibt die gebaute, sich im öffentlichen Raum manifestierende Vergangenheit das Einzige, dem alle Bedeutung beimessen können“. Der Dozent sieht die Tendenz, „den Konsens durch eine Kopie der Vergangenheit herzustellen, welche die widersprüchliche Wirklichkeit durch eine auf den ersten Blick widerspruchslöse Illusion ersetzt“. Die Sehnsucht nach dem Alten muss jedoch keine spießbürgerliche Angst sein: „Sie ist der Ausdruck einer Suche nach Identität, nach gemeinsamen Werten und Inhalten, nach einer allgemein verständlichen architektonischen Sprache.“

Wenn der suchende Blick an der Gegenwart abrutscht, krallt er sich womöglich an die eisernen Reserven – die „Familienjuwelen“. Nur einen Steinwurf weit vom



Neu auf alt gemacht: der Neumarkt mit der wiedererbauten Frauenkirche

Kulturpalast entfernt, ist die Frauenkirche auferstanden aus Ruinen.

Die süße Krankheit gestern

Ein typischer Montagmorgen in Dresden: Nach dem Gang zum Plumpsklosett hört man noch schnell das Menuett auf Hitradio RTL zu Ende, setzt die Perücke auf und nimmt die Kutsche ins Barockbüro. Klingt reichlich verrückt? Zumindest hochmoderne Bürokomplexe hinter historisierenden Fassaden sind bautechnische Realität des 21. Jahrhunderts in der sächsischen Landeshauptstadt. „Dresden, in den Museennestern, wohnt die süße Krankheit gestern“, warnt Autor Uwe Tellkamp in „Der Turm“ und spielt damit auf etwas Rückwärtsgewandtes, Altmodisches an, dass dem Dresdner Denken und Fühlen innewohnen soll. Man klammert sich an das Verbliebene und diese Umklammerung kann zum Würgegriff geraten. Ausgelöst ist dieser Reflex womöglich durch ein kollektives Trauma der Bombardierung, das sich tief in das kulturelle Gedächtnis eingeschrieben hat. „Die Dresdner halten sich für was Besseres, durch Leid geädelt“, urteilt der Schriftsteller B. K. Tragelehn bitter. Wenn es tatsächlich so etwas wie einen „Dresdner Sonderweg“ gibt, stellt die Frauenkirche wohl zugleich sein Leid- und Leitbild dar. Sie ist das Herz, die verletzlichste Stelle im Körper der Stadt. „Die Ruine war zu DDR-Zeiten ein Ort subtilen Widerstandes“, erinnert sich Peter Richter: „Dass dort dann Helmut Kohl seine legendäre Rede mit den berühmten ‚blühenden Landschaften‘ gehalten hat, war natürlich perfekt arrangiert. Da waren Profis im Einsatz. So entstehen magische Orte! So macht man Mythen!“

Das Fragmentarische einer Ruine als einem Verknüpfungspunkt zwischen Vergangenheit und Zukunft, Mahnung und Auftrag, ist der geschlossenen Glätte des

komplettierten Baukörpers gewichen. Nachdem der Wiederaufbau vollbracht ist, macht man es sich nun auch rund herum wieder hübsch: Es entstehen Büros nach neuesten Standards und komfortable Hotels hinter „baröckelnden“ Sandsteinfassaden. Nicht wenige beklagen die „Potemkinschen Dörfer“ und eine „Disneylandarchitektur“.

Der Neumarkt wirkt geputzt und pittoresk wie das Innere einer Einkaufsmall. Touristisch ist er vollständig erschlossen. Was fehlt, ist urbaner Alltag. Nirgends ist die Stadt so wenig Stadt. Nirgends wird so viel geschaut und so wenig gelebt. Wie lebendig kann Erinnerung sein, die sich hier abspielt?

Heidrun Laudel gibt zu bedenken: „Der Neumarkt braucht vielleicht auch einfach ein halbes Jahrhundert, das da rübergeht, erste Abnutzungen und Reparaturen, etwas Patina. Jetzt ist das natürlich ein Ding aus der Retorte.“

„Die Frauenkirche ist als wiedererstandenes Wahrzeichen durchaus okay“, meint auch Architekturpsychologe Richter: „Sie ist ein absolut charakteristischer Ort, ein so genanntes Merkzeichen und im Grunde genommen ein Markenzeichen. Die Gebäude, die um sie herum entstehen, sind da eher das Problem. Psychologisch schwierig ist es, wenn die Expressivität von Fassaden eine Erwartung schürt, die das Gebäudeinnere nicht einhält. Durch ein barockes Portal in eine Tiefgarage – da wird es kritisch. Das ergibt einen Widerspruch von außen und innen.“

Richter kann auch psychologische Gründe dafür erkennen, warum der Platz trotzdem so und nicht anders wiederaufgebaut wird: „Der allgemeine Anspruch ist in der älteren Dresdner-Generation im Grunde erst einmal: Ich will meine Jugend zurück! Ich will das Dresden vor der Zerstörung zurück! Dass auch in diesem Dresden

schlechte Bauten existierten, dass damals nicht alles besser war – daran erinnert man sich eher weniger. So funktioniert eben unser Gedächtnis. Das hat psychohygienische Gründe. Wir erinnern uns stärker an das Gute, weil das gut für uns ist. Das ist eine asymmetrische Verzerrung oder wie Hemingway sagt: Glück, das ist einfach eine gute Gesundheit und ein schlechtes Gedächtnis.“

Mit dem (schlechten?) Gedächtnis der Einwohner befasste sich auch das provokante Theaterstück „Wunde Dresden“ am sächsischen Staatsschauspiel. Im begleitenden Programmheft kritisierte Dramaturg Stefan Schnabel: „... die ‚Wunde Dresden‘ ist geschlossen. Die Frauenkirche ist der Versuch, die aktive Erinnerung an die Zerstörung Dresdens zu erledigen ... Der Wiederaufbau ... war eine gigantische Rosstäuscherei.“ Das Gebäude sei, so Schnabel weiter, „ein monumentaler Grabstein, der verhindern soll, dass die Toten wiederkommen und die laufenden Geschäfte stören. ... Das ‚Imperium Frauenkirche‘ ist eine Provokation für die Toten, die um ihr Recht kämpfen: Das Recht auf lebendige Erinnerung.“

Ist der Bau ein gigantischer, vergolddeter Beruhigungsschnuller, der Neumarkt ein architektonisches Antidepressivum? Peter Richter nimmt die Schuld von den Schultern der Dresdner: „Die wunderbare Auferstehung des Dresdner Neumarktes als Nicht-Ort, als Shoppingmall mit Restaurant- und Hotelanschluss, deren Mitte nicht von einem Denkmal, sondern von einem Tiefgaragenausgang markiert wird, die als historische Kulisse bestaunt und konsumiert wird, ist ein Ergebnis der Globalisierung und nicht Dresdner Provinzialismus. Seine Nostalgie wurde hier bloß instrumentalisiert. Der Wiederaufbau des Neumarktes ist, so gesehen, ein wahrlich modernes, gar ein futuristisches Projekt. Ein Projekt, das uns aufzeigt – ob es uns gefällt oder nicht – wo die Architekturwartungen der Öffentlichkeit liegen und wohin sich die Entwicklung der Architektur bewegt.“

Während im Stadtkern noch gestritten wird, kann stadtauswärts bereits besichtigt werden, wohin sich moderne Architektur auch bewegt: Die Waldschlößchenbrücke wächst beharrlich über die Elbe.

Seufzerbrücke

„Dresden ist unglaublich selbstverliebt und agiert oft nach dem Motto: Die Stadt an sich ist so schön – da kann man ruhig mal etwas beschädigen“, beklagt Heidrun Laudel. „Die Bürger reduzieren die Stadt stark auf den Altstadt kern und nehmen zu wenig das eigentlich Einzigartige an

ihr wahr: Dass sie eine Siedlung in einer Kulturlandschaft an Flussauen ist, dass sie vom Fluss aus erlebt wird.“

Der Streit um die Elbauen, die Weichteile der Stadt, scheint besonders emotional geführt. Bedrohte Bäume wurden besetzt und dann doch gefällt, Kampagnen für gefährdete Tierarten und selbst Sabotageakte konnten den Bau nicht verhindern. Seit der im Jahr 2004 zuerkannte Titel „Weltkulturerbe“ im Jahr 2009 wieder aberkannt wurde, sind die Fronten endgültig verhärtet.

Trotz manch' ungeklärter Genehmigung und offener Streitpunkte schritt der Bau voran und es siegte die normative Kraft des Faktischen. Irgendwann gab es einfach kein Zurück mehr vom politischen Prestigeobjekt. Ein Einlenken oder eine Umkehr hätten – nach langer Zeit des kostenintensiven Planens – auch Gesichtsverlust bedeutet. Laudel ärgert sich noch immer: „Die Waldschlößchenbrücke ist ein Einzelverkehrsprojekt ohne Gesamtkonzept. Niemand weiß so richtig, wo der Verkehr dann eigentlich abgeleitet werden soll.“

Der Alternativvorschlag einer Tunnellösung musste nicht zuletzt vielleicht auch an einer gewissen Verlogenheit scheitern: Wäre eine Unterführung nicht – ähnlich wie die pseudobarocken Fassaden am Neumarkt – eine Mogelpackung gewesen? Auch unter der Erde würden die Autos ihre Abgase ausstoßen und die Natur schädigen. Für den bequemen Weg zur Arbeit hätte wohl so mancher Brückengegner eine moderne Tunneltrasse gern genutzt. Sie hätte lediglich beim Sonntagsspaziergang an der Elbe den Dichterblick nicht gestört.

Peter Richter, der den brachialen Umfang und den Ort der Brücke durchaus für diskutabel hält, gibt zu bedenken: „Es heißt Weltkulturerbe und nicht Weltnaturerbe. Zu einem kulturellen System gehören nun einmal auch neue Bauten. Wenn keine neuen Bauwerke entstehen, muss man

einer Stadt attestieren, dass sie sich nicht weiter entwickelt. Wer einen Ist-Zustand einmottet, schneidet kulturelle Entwicklung ab.“

Erinnerungskult und Erinnerungskultur

Alte Wunden werden geschlossen und neue aufgerissen, während man Zerstörtes erbaut und Erbautes zerstört. Der Rückgriff auf Vergangenheiten, die von heute aus gesehen, dank klarer Hierarchien, geordnet und gemütlich wirken, entspricht unserem Wunsch nach Verstehbarem und Greifbarem in einer schwer verständlichen und schwer begreiflichen Welt. Die Hauswand ist etwas, das uns Halt gibt. Ist sie schief, wie beispielsweise die bewusst asymmetrisch verschobenen Flächen des Neubaus der Dresdner Synagoge, und will sie uns ganz absichtlich das Finden des Gleichgewichtes nicht abnehmen, haben wir ein Problem.

Jedoch: Wo keine Ungeraden oder Brüche zu sehen sind, denkt man dort überhaupt an Umbruch oder Aufbruch? Leben könnte sich von Bauten ablösen, wenn man nachträglich Fehler im steinernen Geschichtsbuch korrigiert. Man kann nicht heilen, was „Sieg Heil!“ zerstörte, oder sämtliche „sozialistisch kontaminierten“ Hinterlassenschaften ausradieren. Solchermaßen selektives Konservieren ginge manipulativ mit der wunderbaren Eigenschaft von Architektur um, Ortsbindung und Identität zu stiften. Glättung bindet progressive Energien.

Das Fatale wäre in diesem Sinn wohl die Maxime der am komfortabelsten konsumierbaren Stadt – sei es durch Shoppingparadiese, absolut autogerechte Trassen oder das Simulieren von Kontinuität: Wer würde schon leben wollen an einem Ort ohne Gesicht und Geschichte, in einem Tal der Ahnenlosen? □

Investruine „Wiener Loch“ am Hauptbahnhof

